Heidelbeeren als Heilmittel.

Ein Heilmittel aus der Küche nennt Professor Winternitz eine Abkochung von Heidelbeeren. Gegen eine ganze Reihe Erkrankungen der Mundschleimhaut, besonders bei den durch Wucherungen des Epithels verursachten weißlichen Verfärbungen und Flecken derselben bewährte sich dieses Mittel wiederholt, dessen Gebrauch unter Umständen Monate lang fortgesetzt werden muß. In jedem Fall beseitigt es sehr schnell die Schmerzhaftigkeit der Schrunden und Risse in der Zungen- und Mundschleimhaut und bringt sie auch schnell zur Vertheilung.

Auch andere Geschwürsbildungen und Entzündungsvorgänge in der Mund- und Rachenhöhe und an den Tonsillen werden durch das genannte Mittel oft in der kürzesten Zeit überraschend günstig beeinflußt. Bei den verschiedenen Formen von Bräune leistet nach Professor Winternitz eine Heidelbeerabkochung als Gurgelwasser ebenso viel, wie die sonst gebräuchlichen; auch als einfaches Mundwasser z. B. zur Beseitigung des üblen Geruches aus dem Munde ist es von vortrefflicher Wirkung. Bei wirklichen Erkrankungen der Mundschleimhaut empfiehlt Professor Winternitz, 500 Gramm Heidelbeeren mit einem Liter Wasser zu 500 bis 600 Gramm einzukochen. Diese Abkochung muß namentlich in der heißen Jahreszeit zur Vermeidung der Gährung an einem kalten Orte aufbewahrt und besser jeden zweiten oder dritten Tag frisch bereitet werden. Als Gurgelwasser eignet sich auch ein kalt bereiteter Aufguß.

Man füllt zu diesem Zweck ein Glas bis zu drei Viertel seines Inhalts mit getrockneten Heidelbeeren, gießt frisches Trinkwasser darüber und läßt das Ganze gedeckt 24 Stunden lang stehen. Die von den gequollenen Beeren abgeseihte, tief burgunderroth gefärbte Flüssigkeit kann dann als Mundwasser und Gurgelwasser verwendet werden. Daß starke Heidelbeersuppen oder das Kauen von getrockneten Heidelbeeren ein vorzügliches und namentlich für das kindliche Alter ein beliebtes Mittel sind, um heftige Durchfälle zum Stillstand zu bringen, dürfte bekannt sein. Der Heilwerth dieses Mittels liegt jedenfalls zum großen Theil in dem Farbstoff, der ja eine außerordentliche Färbekraft hat und in die feinsten Lücken z. B. des Zahnschmelzes eindringt. Zellen, die krankhaft verändert sind, oder pflanzliche Schmarotzer, die diesen Farbstoff aufnehmen, werden zugleich dadurch zerstört und unschädlich gemacht.

Feine Rache.

Der belgische Graf d'Osmond weilte im Jahre 1849 in Dresden, wo er im Hotel de Saxe wohnte. Unter seinem Zimmer mußte ein eifriger Musikliebhaber wohnen, denn es wurde fast den ganzen Tag gespielt, und zwar so stark, daß ihm oft der Kopf brummte. Das genirte schließlich den Grafen doch und er miethete sich daher, da er selbst ein ausgezeichneter Klavierspieler war, ebenfalls ein Instrument und spielte hie und da, um wenigstens nicht immer das Spiel des unter ihm Wohnenden zu hören. Da trat eines Tages der Kellner bei ihm ein und meldete, der Herr, welcher seine Wohnung unterhalb der des Grafen habe, lasse diesen bitten, nicht mehr zu spielen, weil ihn sein Spiel geniere. „Mit welchem Rechte?“ rief der Graf. „Ich höre ja doch auch des Herrn Spiel und dachte bisher nicht daran, mich darüber zu beklagen.“ — „Nun ja,“ erwiderte der Kellner, „Sie spielen eben zu Ihrem Vergnügen, der Herr unter Ihnen jedoch arbeitet. Es ist nämlich der gefeierte Componist Giacomo Meyerbeer.“ — „Ah, das ist etwas Anderes,“ versetzte der Graf, und sein Instrument schließend, lauschte er von nun an mit Aufmerksamkeit dem Spiele Meyerbeers, der damals gerade an dem „Propheten“, einer seiner berühmtesten Opern, componirte. Einige Zeit darauf war Graf d'Osmond zu einer Gesellschaft geladen, zu welcher auch Meyerbeer kam. Im Laufe des Abends bat die Herrin des Hauses den großen Künstler, doch etwas zu spielen. Meyerbeer wollte lange nicht, und dann, als er endlich nachgab, war sein Vortrag nur kurz. Der Graf d'Osmond wurde daher ersucht, den musikalischen Genuß zu vervollständigen. Er setzte sich an's Klavier und spielte, einer plötzlichen Eingebung folgend, den berühmten „Prophetenmarsch“, wie er ihn von der ersten zur zweiten Etage gehört und in sich aufgenommen hatte. Meyerbeer war entsetzt, starr und stumm darüber, daß seine neuesten musikalischen Gedanken schon bekannt seien, und erlangte erst dann seine Fassung wieder, als ihm der Graf das Räthsel löste. Von da an aber hat sein Wahrspruch beim Componiren „Pianissimo“ gelautet.

— Fürstenlaunen. Bekannt ist die Thorheit des Xerxes, der den Hellespont mit Ruthen peitschen ließ, weil die wilden Wogen desselben seine Brücken zerstört hatten; in ähnlicher Weise hatte einst sein Vorgänger Cyrus den Fluß Gyndes abgraben lassen zur Strafe dafür, daß sein Streitroß darin ertrunken war. Doch auch in späterer Zeit gab es Fürsten, welche eine ebenso thörichte Sinnesart an den Tag legten — so Karl VI. von Frankreich, welcher sich auf einem Maskenballe im Palaste der verwittweten Königin Johanna vergnügte, als plötzlich Feuer ausbrach und die im besten Tanzen begriffenen Gäste ihr Heil in der Flucht zu suchen veranlaßte. Ergrimmt über diesen unglücklichen Zufall, der „ihn nicht nur in seinem Vergnügen gestört, sondern auch ihn, den mächtigen König von Frankreich, zu fliehen gezwungen habe,“ befahl der König, den ganzen Palast niederzureißen und dem Erdboden gleich zu machen.

Am Vorabend des Bürgerkrieges.

Aus A. K. McClure's Werk „Lincoln and Men of War Times“.

Uebersetzt von Georg von Tkal.

Als Abraham Lincoln am 23. Februar 1861 in Washington anlangte, war seine Stellung wohl die schwierigste, die sich denken läßt. Wenn er das Vertrauen der Führer seiner Partei besessen hätte, so wäre seine Aufgabe ihm bedeutend leichter geworden, aber es ist Thatsache, daß nur wenige Republikaner glaubten, Lincoln besäße die Fähigkeit, die ihm anvertraute Stellung auszufüllen. Ich könnte ein Dutzend Männer von nationaler Bedeutung nennen, deren offen zur Schau getragenes Mißtrauen den neuerwählten Präsidenten nicht nur in ernstliche Verlegenheit setzte, sondern tief schmerzte und demüthigte. Diese Leute fühlten, daß der unrichtige Mann zum Präsidenten gewählt worden war, und nur die Bescheidenheit verbot jedem Einzelnen, den zu nennen, den die Nation mit dem hohen Amt hätte betrauen sollen.

Lincoln fand eine Partei ohne ein politisches Programm; an Stelle von einheitlichem, harmonischem Zusammenwirken herrschte die furchtbarste Verwirrung, die bittersten Gegensätze spalteten die Republikaner und selbst in seinem Kabinet fand der Präsident weder Vertrauen noch Unterstützung. Kaum zwei Mitglieder waren derselben Meinung. Seward machte die Idee lächerlich, daß ein ernsthafter, andauernder Krieg möglich sei, und wiederholte unablässig, der Conflict könne höchstens 60 Tage dauern; Chase verfocht friedliche Lösung und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um dem Präsidenten seine Ansichten in dringlichster Weise auseinanderzusetzen; Welles, Smith, Bates und Blair hatten keine Ahnung, wie ernsthaft die Lage war, und verfolgten ihre eigenen Pläne und nur Cameron, dessen praktische Lebensweisheit ihm immer zur Seite stand, ließ sich durch keine sentimentalen Ideen irre führen und erkannte, daß der Krieg unvermeidlich war.

Lincoln war außer Stande, ein Programm zu formuliren, außer daß er es wiederholt in Gemeinplätzen für seine Pflicht erklärte, die Unverletzlichkeit der Union aufrecht zu erhalten. Er mußte zusehen, wie die Südstaaten sich der Bundesbefestigungen bemächtigten, die Zeughäuser ihres Inhalts beraubten, sich von der Union lostrennten und zum Kriege vorbereiteten. Angesichts aller dieser Thatsachen war es ihm unmöglich, einen einzigen Schritt zu thun, der die Union für die Vertheidigung ihres eigenen Lebens vorbereitet haben würde. Washington war mit Stellenjägern angefüllt und die einzige Beschäftigung der Staatsmänner und Politiker bestand darin, den Präsidenten Tag und Nacht um Aemter für ihre Schutzbefohlenen zu quälen. Ich werde nie den Ausdruck der tiefen Niedergeschlagenheit vergessen, der über Lincolns an sich so wehmüthig blickendem Antlitz lag, als ich ihn eines Tages in seinem Bureau aufsuchte und er über die herzlosen Beutepolitiker sprach, die mit vollständiger Gleichgiltigkeit die schweren, das Vaterland bedrohenden Gefahren unbeachtet ließen.

Er äußerte damals: „Ich komme mir vor, als ob ich in einem Palast säße und Zimmer unter eine Masse Gäste vertheilte, während das Gebäude in Flammen steht und in kurzer Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach in Schutt und Asche verwandelt sein wird.“

Wohin sich Lincoln auch wenden mochte, kein Sonnenstrahl erhellte den mit gewitterschweren Wolken bedeckten Himmel. Im Senat fand er nur 29 Republikaner, 32 Demokraten und einen bitterlich opponirenden „Amerikaner“. Vier den Südstaaten gehörende leere Sitze wurden nie gefüllt. Nur durch den wahnsinnigen Entschluß der Südstaaten, sich loszureißen und ihre Vertreter aus dem Kongreß zurückzuziehen, erhielten die Republikaner die Majorität. Und als Lincoln mit prüfendem Auge die Armee musterte, war er vollständig niedergeschmettert, als er sah, wie viele der Führer, welche geschworen, die Union zu erhalten, sich auf die Seite des Südens geschlagen hatten. Wer ein lehrreiches, wenn auch schmerzliches Beispiel dafür sehen will, wie schnell die glänzenden Sterne der Führer erbleichten, auf welche sich das Volk beim Ausbruch des Krieges verließ, der schlage Greeley's „American Conflict“ auf. Der erste Band dieses Werkes, der geschrieben wurde, ehe die Feindseligkeiten begonnen, enthüllt eine Parteigruppe mit der Unterschrift: „Generale der Unionsarmee“.

Wir finden hier Scott, umringt von Fremont, Butler, McDowell, Wool-Halleck, McClellan, Burnside, Hunter, Hooker, Buell und Anderson. Das waren die Männer, denen Lincoln und das Volk damals vertrauten. Der zweite Band desselben Werkes, der nach Schluß des Krieges veröffentlicht wurde, enthält ein ähnliches Gruppenbild. Hier finden wir in der Mitte Grant und ihn umgeben Sherman, Sheridan, Thomas, Meade, Hancock, Blair, Howard, Terry, Curtis, Banks und Gilmore. Die Führer, welche die Union auf dem Schlachtfelde retteten, waren erst im Kriege und durch den Krieg geschaffen worden, während die Generäle, auf welche sich der Präsident bei Ausbruch der Feindseligkeiten verlassen mußte, einer nach dem anderen in die Vergessenheit versanken.

Nichts kann die damaligen Zustände und die Ohnmacht der Regierung, sich gegen die Angriffe der Conföderirten zu schützen, besser illustriren, als die Wiedergabe einer Unterredung zwischen dem Präsidenten, General Scott, Gouverneur Curtin und mir unmittelbar nach der Uebergabe von Fort Sumter. Dieselbe war am Sonnabend, den dreizehnten April 1861, erfolgt und da Pennsylvanien der den Südländern am meisten exponirte Grenzstaat war, berief Präsident Lincoln telegraphisch Gouverneur Curtin und mich, den Vorsitzenden des Senatsausschusses für Militärangelegenheiten, zu einer Conferenz nach Washington, um über die von Pennsylvanien einzunehmende Haltung zu berathen. Am folgenden Montag fanden Gouverneur Curtin und ich uns im Weißen Hause ein.

Ich war noch nie mit General Scott zusammengetroffen, aber die Schilderungen seiner Erfolge hatten mich als Knabe mit Enthusiasmus erfüllt, denn er war Generalmajor, ehe ich geboren wurde; seine Thaten im mexikanischen Krieg hatten meine Verehrung für ihn nur erhöht, und wie alle Amerikaner hielt ich Winfield Scott für den größten Heerführer seiner Zeit. Ich glaubte, er müsse in allen militärischen Angelegenheiten unfehlbar sein und kam ihm mit einer Verehrung entgegen, wie ich sie für wenige andere Sterbliche gefühlt habe.

Curtin und ich warteten in dem Empfangszimmer, bis die Sitzung des Kabinets beendet war. Wir saßen an einem Fenster, als die hohe Gestalt General Scott's eintrat. Er wurde von Curtin herzlich begrüßt, der mich ihm vorstellte. Scott war damals schon sehr leidend, konnte kein Pferd besteigen und langes Stehen war sehr schmerzhaft für ihn, trotzdem weigerte er sich standhaft, einen unserer Stühle zu benützen, weil nicht drei leere Sitze vorhanden waren.

Wir boten das lächerliche Schauspiel, daß wir 3½ Stunden lang standen, weil nur zwei Stühle vorhanden waren, obgleich einer von uns schwach und krank war, und ohne Zweifel entsetzliche Schmerzen ausstand. Daß letzteres der Fall war, konnte der alte General trotz aller Anstrengungen nicht verbergen, aber er war zu würdevoll, um sich auch nur gegen die Wand zu lehnen oder auf eine Stuhllehne zu stützen.

Nachdem wir zum Präsidenten gerufen warden waren, waren die Schritte, welche Pennsylvania einschlagen sollte, bald berathen und ich veranlaßte General Scott, sich über die Situation auszusprechen, besonders darüber, ob er Washington gegen einen möglichen Angriff Beauregard's vertheidigen könne. Die erste Antwort war außerordentlich beruhigend, wenn man bedenkt, daß sie von einem Mann gegeben wurde, der vor mir als die höchste Autorität in militärischen Fragen betrachtet wurde. Ich fragte, ob die Hauptstadt in Gefahr sei? „Nein,“ erwiderte General Scott, „die Hauptstadt ist nicht in Gefahr, die Hauptstadt ist nicht in Gefahr.“ Da ich wußte, daß General Scott nur über geringe Streitkräfte verfügen konnte, daß Beauregard mit einer starken Armee in Charleston stand und diese in wenigen Tagen nach Washington transportiren konnte, so stiegen einige Zweifel in mir auf, ob der mir gegenübersitzende alte Mann wirklich der Lage gewachsen war. Ich fragte ihn daher, wie viel Mann zur Vertheidigung Washington's disponibel seien: „Fünfzehnhundert Mann und zwei Batterien.“

Meine nächste Frage war, ob Washington sich in vertheidigungsfähigem Zustande befinde. Ein Schatten flog über das Antlitz des Veteranen, als er erwiderte: „Nein, Washington befindet sich nicht in vertheidigungsfähigem Zustand.“ Dann schien er es für nöthig zu halten, seinen Behauptungen betreffs der Sicherheit der Hauptstadt einigen Nachdruck zu geben, und er zeigte nach dem durch das Fenster sichtbaren Potomac: „Sehen Sie jenes Schiff? Das ist eine Kriegsschaluppe, eine Kriegsschaluppe.“ Ich sah das Fahrzeug und konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ein oder zwei auf den Arlington Heights aufgestellte Batterien die Kriegsschaluppe in einer halben Stunde vernichten könnten.

Da Johnson, Cooper und mehrere andere tüchtige Officiere erst wenige Tage vorher in die Reihen der Conföderirten Armee getreten waren, fragte ich den General, wer die Truppen in Washington commandire. Er gab mir ihre Namen und innerhalb drei Tagen hatten zwei von ihnen den Abschied genommen und befanden sich auf dem Wege nach Richmond. Ehe ich das Weiße Haus an jenem Morgen verließ, waren meine Zweifel erheblich gestiegen und einer meiner Abgötter lag in Scherben. Ich konnte mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß General Scott vollständig unbrauchbar geworden war, daß er kein annäherndes Verständniß für den uns bevorstehenden Kampf hatte und daß er vertrauensvoll in Washington saß, während jeder andere Officier von durchschnittlicher Intelligenz wußte, daß Beauregard die Hauptstadt innerhalb einer Woche einnehmen konnte.

Meine Sorgen überwanden mein Mitleid und ich fragte den General weiter, wieviel Mann Beauregard in Charleston habe. Scott senkte den Kopf auf die Brust und ein Ton der Verzweiflung klang durch seine Stimme, als er antwortete: „General Beauregard commandirt mehr Leute in Charleston, als ich auf dem ganzen Kontinent östlich der Indianergrenze habe.“ Auf meine Frage, wie viel Zeit Beauregard brauchen würde, um seine Armee nach Washington zu transportiren, war die Antwort: „Drei oder vier Tage.“

Dann wiederholte ich die Frage. „Herr General, ist Washington nicht in großer Gefahr?“ Der alte Krieger richtete sich in seinem Stuhl auf und erwiderte mit wahrhaft niederschmetternder Energie: „Nein, die Hauptstadt kann nicht genommen werden!“ Präsident Lincoln hatte der ganzen Unterredung aufmerksam zugehört, ohne ein Wort zu sagen. Er blickte unverwandt auf General Scott und spielte mit seiner Brille. Als der General die entschiedene Antwort gab, die Hauptstadt könne nicht genommen werden, sagt Lincoln in der ihm eigenthümlichen Weise: „Es scheint mir Herr General, daß ich Washington nehmen würde, wenn ich General Beauregard wäre.“ Nochmals richtete sich der Veteran wie elektrisirt auf und rief: „Herr Präsident, die Hauptstadt kann nicht genommen werden, sie kann nicht genommen werden!“

Nach dieser Unterredung war nur ein Schluß möglich, daß nämlich der Höchstkommandirende der Bundesarmee, der Held zweier blutiger Kriege, der größte Heerführer seiner Zeit, seiner zweiten Kindheit nahe und vollständig unfähig war, in dem bevorstehenden Konflikt eine Rolle zu spielen. Es ist bekannt, daß die Ereignisse diese Ansicht nur zu bald bestätigten.

Derart lagen die Verhältnisse, als der Krieg begann. An der Spitze der Armee stand ein Mann, dessen einstige Fähigkeiten das unerbittliche Alter zerstört hatte und wir waren gezwungen, Wochen und Monate und selbst Jahre hindurch im Dunkeln zu tappen, bis sich neue Führer herausgebildet hatten, die unsere Armee zum Siege führen konnten. Es muß auch in Acht genommen werden, daß die öffentliche Meinung damals nicht das geringste Verständniß für die Opfer hatte, welche ein Krieg forderte. Der Tod eines einzigen Soldaten, des Obersten Ellsworth in Alexandria, hüllte das ganze Land in Trauer und der verhältnißmäßig geringe Verlust bei Big Bethel und Ball's Bluff erschütterte das Volk von Maine bis Californien. Kein Mensch hatte einen Begriff von den Opfern an Menschenleben, die ein blutiger Krieg forderte.

Im December 1861 traf ich die Generäle Burnside und Heintzelmann und einige andere Offiziere der Potomac-Armee in Willards Hotel. Das Wetter war ausnahmsweise schön gewesen, die Wege waren in vorzüglichem Zustande und allgemeine Ungeduld über McClellans Zaudern, auf Manassas und Richmond zu marschiren, machte sich bemerkbar. Auch meiner hatte sich diese Ungeduld bemächtigt und ich fragte General Burnside, weshalb die Armee nicht marschire. Er erklärte, es würde für McClellans Armee schwierig sein, Manassas zu erobern, nach Richmond zu marschiren und die Hauptstadt der Südstaaten zu nehmen, und setzte hinzu, als ob dies der entscheidende Grund sei: „Es würde 10,000 Mann kosten.“ Ich war von einem solchen Opfer derart überwältigt, daß ich überzeugt stille schwieg. Zehnmal zehntausend Mann und mehr fielen in den Schlachten zwischen dem Potomac und Richmond, ehe die conföderirte Flagge auf dem Kapitol in Richmond gestrichen wurde, aber im Herbst 1861 wurde der mögliche Verlust von 10,000 Mann als Preis für den Besitz der Hauptstadt des Südens als zu ungeheuerlich betrachtet, um auch nur berücksichtigt zu werden. Wir waren eben nicht nur für den Krieg nicht vorbereitet, sondern wir waren auch gänzlich unvorbereitet für die Opfer und Schrecken, welche er im Gefolge hatte.

— In einem Elberfelder Blatt war kürzlich folgende Anzeige enthalten: „Packer gesucht, der Lust und Neigung besitzt, zugleich als Geschäftsreisender sich auszubilden. Kaufmännisch Gebildete erhalten den Vorzug. Offerten unter G. 317 besorgt die Expedition, Elberfeld, Burgstraße 7.“ Die Firma bekam unter anderen folgende Offerte: „Elberfeld, 11. Aug. 1892. P. P. Zur Besetzung der in Ihrem Hause vakanten Packerstelle, gestatte ich mir, Ihnen hierdurch meine Dienste ganz ergebenst anzubieten. Die einfache und doppelte, sowie auch die amerikanische und italienische Buchführung beherrsche ich perfekt, bin ferner, der Gabelsbergerschen und Stolzeschen Stenographie, sowohl in Correspondenz- wie Debatten-Schrift mächtig und habe auch ferner eine tüchtige Ausbildung auf der Remington- und Hammond-Schnellschreibmaschine genossen. Außer dem Berechtigungsschein zum einjährig-freiwilligen Dienste, auf den hin ich nach Absolvirung meines Dienstjahres von den Bonner Königs-Husaren als Vice-Wachtmeister entlassen wurde, besitze ich noch ein ausgezeichnetes Zeugniß einer Handelsschule in England. Sämmtlicher modernen Sprachen bin ich in Wort und Schrift mächtig und habe auch noch gute Vorkenntnisse des Chinesischen, Malayischen und des Sanskrit. Ferner habe ich mich viel mit Maschinentechnik befaßt, kann gut mit Pferden umgehen und bin auch in der Gärtnerei ziemlich bewandert. In meinen Mußestunden würde ich auch gern das Haarschneiden der Kinder und die amerikanische und hinterindische Correspondenz übernehmen und möglichst auch noch Kinder und Hunde spazieren führen. Obgleich ich mehrere Jahre Frankreich, Spanien, England, Rußland, Skandinavien und die Balkanstaaten mit Erfolg bereiste, habe ich doch noch Neigung, mich zum Geschäftsreisenden auszubilden, und glaube ich besonders für den Hausirerposten mit Wichse und Zündhölzern Ihnen die passendste Kraft zu sein. Meine doch jedenfalls bescheidenen Salair-Ansprüche betragen 45 M. pro Monat. Indem ich noch bemerke, daß ich von angenehmen Aeußern und zu Allem fähig bin, sehe ich Ihren angenehmen Nachrichten gern mit dem größten Vergnügen entgegen und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung.....“ (Folgt die Unterschrift.)

— Erläßt sie nicht sitzen. Rempel: „Na, Sie scheinen auch früher ein leichter Bruder gewesen zu sein!“ — Krempel: „Das will ich nicht bestreiten, gestehe sogar, daß ich zu gleicher Zeit vier Liebschaften hatte.“ — Rempel: „Die Sie natürlich Alle sitzen ließen.“ — Krempel: „Ganz im Gegentheil! Die Erste ließ ich gleich wieder schwimmen, die Zweite bald darauf fahren, die Dritte laufen und die Vierte schießen, sitzen aber ließ ich keine!“

Aus der Zeit vor Columbus.

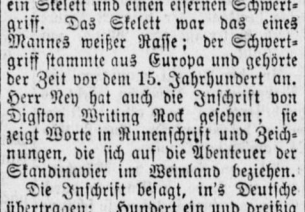
Schon lange vor Columbus wurde Amerika bekanntlich von Europäern, namentlich von Germanen besucht. Ueber die nordischen Länder und Inseln Shetland, Farder, Island und Grönland ging die Fahrt nach den östlichen Gestaden Nordamerikas. Früher war es im Norden noch wärmer, die Küsten boten noch eine reiche Vegetation, woher ja auch Grönland (gleich Grünland) seinen Namen hat. Ueber diese Beziehungen Europas mit Amerika vor der welthistorischen Fahrt des Columbus, hat der Präsident der Pariser „Gesellschaft für Handelsgeographie“, Herr Napoleon Ney, eingehende Forschungen angestellt; das Ergebniß derselben wird er in einem Buche veröffentlichen, aus dessen Inhalt er vorläufig dem „Matin“ Einiges mitgetheilt hat. Daß die nordischen Seefahrer Amerika kannten, geht insbesondere aus den isländischen „Sagas“ hervor, dafür sprechen aber auch archäologische Funde in Norwegen, Dänemark, Island, Grönland und in Amerika selbst. Schon vom Jahre 1000 unserer Zeitrechnung an besuchten die Normanen „Vinland“, d. i. Weinland, die Küste von Massachusetts bis zum Cap Cod und sogar darüber hinaus bis nach Florida.

Ebenso sicher ist, daß die normannischen Schiffer an der ganzen Westküste Grönlands Faktoreien und Kolonien gründeten; diese bildeten zusammen ein Bisthum, von dem eine Liste der Bischöfe bis zum Jahre 1537 vorhanden ist. Einige normannische Schiffe sind sogar bis Brasilien hinabgefahren, doch scheint das dortige Klima von weiteren Unternehmungen abgehalten zu haben. Man weiß auch, daß ein Kapitän der Handelsflotte von Dieppe an der Küste Südamerikas landete und dort die Ruinen einer Stadt entdeckte, die angeblich von Skandinaviern erbaut worden ist. Die Documente dieser Expedition sind im Jahre 1694 mit dem Archive von Dieppe verbrannt. Dagegen besitzt das „Smithsonian Institute“ in Washington eine reiche Sammlung von Documenten des vorcolumbischen Amerika. Herr Ney hat ein gemauertes Grab gesehen, das am Ende des vorigen Jahrhunderts bei Boston gefunden wurde. Es enthielt ein Skelett und einen eisernen Schwertgriff. Das Skelett war das eines Mannes weißer Rasse; der Schwertgriff stammte aus Europa und gehörte der Zeit vor dem 15. Jahrhundert an. Herr Ney hat auch die Inschrift von Digston Writing Rock gesehen; sie zeigt Worte in Runenschrift und Zeichnungen, die sich auf die Abenteuer der Skandinavier im Weinland beziehen.

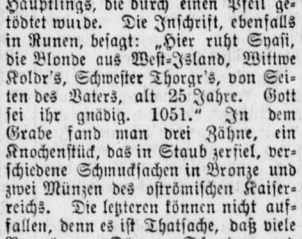
Die Inschrift besagt, in's Deutsche übertragen: „Hundert ein und dreißig Männer des Nordens haben mit Thornfinn dieses Land besetzt.“ Noch wichtiger ist die Inschrift „Arrow-Head“ (Pfeilspitze), die am Ufer des Potomac gefunden wurde. Es war der Grabstein der Frau eines normannischen Häuptlings, die durch einen Pfeil getödtet wurde. Die Inschrift, ebenfalls in Runen, besagt: „Hier ruht Spasi, die Blonde aus West-Island, Wittwe Koldr's, Schwester Thorgr's, von Seiten des Vaters, alt 25 Jahre. Gott sei ihr gnädig. 1051.“ In dem Grabe fand man drei Zähne, ein Knochenstück, das in Staub zerfiel, verschiedene Schmuckfachen in Bronze und zwei Münzen des oströmischen Kaiserreichs. Die letzteren können nicht auffallen, denn es ist Thatsache, daß viele Normänner, Dänen, Schweden und Norweger in Konstantinopel und namentlich in der kaiserlichen Garde dienten.

Merkwürdiger Weise hat man im Jahre 1863 in Island, bei der Kirche von Skalholt, ein lateinisches Manuskript aus dem Jahre 1117 gefunden, das unter dem Namen der Skalholt-Saga den Gelehrten bekannt wurde; es erzählt eben den Tod der Spasi und beschreibt ganz genau den Ort, im Weinland, wo ihr Grab sich befindet. Es kann also kein Zweifel darüber sein, daß Amerika den seefahrenden Völkern des europäischen Nordens bekannt war. Diese Kenntniß scheint sich allerdings nicht weit nach Süden verbreitet und sich allmälig sehr verflüchtigt zu haben.

Ein kleines Mißverständniß.



Herr (zu seinem neuen Diener): „Franz, ich pflege mein Wein- und Cigarrenspind nicht zu verschließen; ich hoffe also, daß, wenn Sie ein Gelüste bekommen, Sie dasselbe bekämpfen wie ein Mann!“



Herr: „Aber Franz! Was muß ich sehen?“

Diener: „Ja, Herr, ich habe gekämpft wie ein Mann, und bin doch nicht ganz damit fertig geworden.“

— Des Menschen Selbstbetrachtung führet selten zur Selbstverachtung.

Ein Prinz als Lebensretter.

Der Herzog und die Herzogin von Edinburgh haben mit ihrer Familie einen kurzen Sommeraufenthalt im sonnigen Devonshire genommen, der dem Prinzen Gelegenheit gab, seiner Schwester das Leben zu retten. Anläßlich einer Landpartie hatte man sich am Ufer des oberhalb einer Mühle hoch aufgestauten Flüßchens Tary gelagert. Prinzessin Marie wollte einige auf dem jenseitigen Ufer entdeckte Vergißmeinnicht pflücken, und in der Hast, allen Anderen zuvorzukommen, lief sie über einen schwankenden, geländerlosen Steg, der dort von den Bauersleuten zur Ueberschreitung des Flusses benützt wird. Sie kam glücklich bis in die Mitte der primitiven Brücke; dort glitt sie aus und fiel mit einem lauten Aufschrei in das Wasser, das über ihr zusammenschlug. Prinz Alfred sprang im selben Augenblick nach und kam gerade zurecht, seine auftauchende Schwester mit starkem Arm zu erfassen und an das andere Ufer zu bringen, wo er sie in das Haus des Müllers trug.

Die Prinzessin erholte sich rasch von ihrem Schrecken und ihrem unfreiwilligen Bad. Es handelte sich aber um trockene Kleider und Wäsche für sie und ihren Retter, und da mußte die Garderobe der erwachsenen Kinder des Müllers aushelfen. Prinz Alfred kam als firer Müllerbursche und Prinzessin Marie in einem schlichten, aber hübschen Kattunkleide der Müllerstochter zu ihren Eltern zurück. Der Zwischenfall störte den Verlauf der Landpartie nicht weiter, im Gegentheil, er erhöhte die fröhliche Stimmung. Erst spät am Abend kehrte man heim und am nächsten Morgen ließ es Prinzessin Marie ihr Erstes sein, in dem besten Modewaarenlager von Plymouth Einkäufe zu machen, die der Müllerstochter zu einer Toilette verhalfen, wie sie sich nur immer wünschen konnte — Kleid, Mantel, Hut, Sonnenschirm, Handschuhe, Alles war dabei. Der Müllerssohn erhielt seinen Anzug zurück, in dessen Rocktasche Prinz Alfred ein silbernes Cigarren-Etui „vergessen“ hatte; das dauerndste und beste Andenken an das Bad der Prinzessin wird aber der feste, mit Geländern versehene Brückensteg sein, den der Herzog an Stelle des jetzt bestehenden bauen läßt.

Die herrenlose Büste.

Ende 1855 entdeckte der Secretär des jeromistischen Ausschusses bei einem Antiquitätenhändler eine Büste des Königs Jerome. Er hielt es für unwürdig, dies Bildniß in einem staubigen Laden zu lassen, und veranstaltete unter seinen Parteigenossen eine Sammlung, um dasselbe dem Prinzen Jerome anzubieten. 1800 Unterzeichner lieferten die erforderliche Summe: 1200 Fr. Im Besitz der Büste, beschlossen der Secretär und seine Freunde, sie dem Prinzen in seiner Wohnung in der Rue de Phalsbourg persönlich unter Trompetengeschmetter zu überreichen. Der Prinz, der nichts so sehr haßte, wie lärmende Kundgebungen, ließ den Herren sagen, er werde das Geschenk nur dann in Empfang nehmen, wenn man es ihm ohne Geräusch überbringe. Die Geber, ein wenig über diese Antwort verdutzt, warteten ein paar Monate; darüber wurde der Prinz aus Frankreich verwiesen. Man mußte sich doch der Büste entledigen und wollte sie durch eine Deputation nach Prangins bringen lassen, wo Jerome bekanntlich in der Verbannung lebte; aber für diese Reise war kein Geld aufzutreiben. Als die Prinzessin Laetitia sich mit dem Herzog von Aosta vermählte, ließ Jerome, der allerlei sonderbare Einfälle hatte, die Inhaber der Büste auffordern, sie seiner Tochter zum Geschenk zu machen. Die Herren weigerten sich. Seither ist der Prinz gestorben, und die Büste hat noch immer keinen Eigenthümer gefunden.

Das Glück.

Es zog des Wegs eine lärmende Schaar,
Die das Glück zu suchen gegangen war.

Ein Weib stand am Wege, verschleiert und stumm:
Sie stürmten weiter und sah'n sich nicht um! —

Das Weib schlug lächelnd den Schleier zurück;
Sie waren vorbei schon. Es war das Glück.

Alb. Roderich.

— Aufrichtig. Einem sehr mittelmäßigen Schauspieler an einer Sommerbühne waren zwei Benefize zugestanden. Beim ersten erschienen etwa zehn Personen und zischten ihn aus. Zum Schluß trat er vor und sagte: „Meine Herrschaften, ich danke Ihnen für Ihren Besuch. Wollen Sie mich wieder auszischen, so bitte ich nur, daß Sie — in zehnfach größerer Zahl kommen!“

— Die Betonung. Zwei Väter verabschiedeten zugleich ein jeder seinen Sohn. „Jakob,“ sagte der eine, geh' in die Welt und handle; die Hauptsache bleibt immer, daß Du „recht“ handelst! — Nä, Jakob, sagte der andere, geh' in die Welt, und handle, die Hauptsache bleibt doch immer, daß Du recht „handelst!“

— Frauenalter. Bei der Frau kann man drei verschiedene Alter zu gleicher Zeit unterscheiden: das, welches sie zu haben vorgibt, das, welches sie zu haben scheint, und endlich dasjenige, welches sie wirklich hat.

— Doppelsinnig. Rath: „Ich habe gehört, Sie hätten geheirathet!“ Functionär: „Ja, ich nahm mir die Freiheit!“

— Trost. Und wär' eine alte Jungfer noch so alt, so wird sie doch sobald sie heirathet, eine junge Frau.

Die große Baßgeige.

Das ehemalige Bergstädtchen Altenberg im Kreise Schönau in Schlesien ist vor einiger Zeit durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Doch haben die Bewohner einen kostbaren Schatz, ihre alte Chronik, glücklich aus den Flammen gerettet. In dieser Chronik befindet sich eine „gewisse und wahrhaftige“ Beschreibung von der „großen Baßgeige“, die Altenberg ehemals besessen. Die Chronik schreibt: „Erstlich ist die bemeldete Baßgeige vierhundert Ellen lang, achtzig Ellen zwei und fünf Sechszehntel breit. — Zum anderen sind sechstausend siebenhundert und sechzig Stück Pfosten dazu genommen worden, denn zu dem Sattel sind allein fünfhundert und sieben und sechzig Stück gekommen. — Drittens haben hundert Geigenmacher, zweiundneunzig Tischler und achtzig Zimmerleute ganze neun Jahre darüber gearbeitet und dieses Jahr erst fertig geworden.

Zum vierten sind zu denen Schrauben vier Schock große Eichenbäume kommen. — Fünftens sind zum Fiedelbogen acht Schock Lorbeerbäume kommen. — Zum sechsten sind von zwanzigtausend Pferden die Schweife oder Haare zum Fiedelbogen kommen, und haben 200 Leineweber an den Haaren 2 Jahre lang kunstreich geknüpft. Zum siebenten sind zum Leime, damit die Geige festgemacht worden, von achtzigtausend polnischen Ochsen die Hörner genommen worden, und haben 200 Personen 3 Jahr darüber in großen Braupfannen gesotten, wobei 50 Personen aus Unvorsichtigkeit in die Pfanne gefallen und todt geblieben sind. — Zum achten sind zu den Schrauben bestellet fünfhundert Mann mit mächtig großen Instrumenten, wenn die Geige soll gestimmt werden, und wo man mit der Hand angreifet, da ist ein schwer Gewicht, das man treten muß, wie man wohl erachten kann, daß es nicht zu greifen ist. — Zum neunten sind zu der allerkleinsten Saite viertausend siebenhundert undachtundsechzig Därme von den edelsten und besten Schafen genommen worden.

Zum zehnten, was aber die anderen Saiten anbelangt, nachdem es eine siebensaitige Geige ist, so ist solches unmöglich zu beschreiben. — Zum elften wird die bemeldete Baß-Geige dreimal im Jahre gegeigt, als zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, denn es giebt von einem Feste zum andern den Klang so lange, daß man nicht öfters geigen darf. — Zum zwölften sind sechshundertundachtzig Personen bestellt, die nur den Fiedelbogen regieren. — Zum dreizehnten, wenn der Fiedelbogen soll geschmiert werden, muß man allemal achthundert Centner Colophonium haben und müssen auch achtzig Personen von einem Feste zum andern Tag und Nacht den Fiedelbogen schmieren. — Zum vierzehnten ist dieses Jahr am Ostertage zum ersten Mal gegeigt worden, da denn nur die allerkleinste Saite abgesprungen, und hat dennoch dreihundertundachtzig Mann erschlagen, ohne welche beschädigt wurden.

Zum fünfzehnten, weil die große Tiefe dieser Baßgeige nicht zu beschreiben, daß einer aus Vorwitzigkeit sich bemühet, auf diese Geige zu klettern, da er nun alles genau begucken wolle, und durch ein Sternloch hineinschaute, bekam er einen Strauchel oder Schwindel, und fiel gar hinein; da